

Spotlight

Sonderausgabe - SchreibKunst trifft auf Theater 2026

Zwischen Bühne, Sprache und Kunst – SchreibKunst

Auch in diesem Jahr ist sie wieder da: unsere Schreibwerkstatt SchreibKunst im Rahmen der Theaterwoche Korbach. Für uns ist diese Woche längst kein „Projekt“ mehr, sondern ein fester Teil unseres Schulalltags geworden, auf den wir jedes Jahr hinfielern.

Wir sind Schülerinnen und Schüler der gymnasialen Oberstufe der Beruflichen Schulen Korbach und haben uns ganz bewusst für das Fach SchreibKunst entschieden. Was uns verbindet, ist etwas Einfaches und gleichzeitig sehr Großes: Sprache, Literatur und der Wunsch, Gedanken in Texte zu verwandeln, die etwas auslösen. Unterschiedliche Jahrgänge, neue Mitglieder und vertraute Gesichter treffen hier zusammen und bringen jeweils eigene Perspektiven mit. In diesem Jahr sind außerdem zwei schreibinteressierte Schülerinnen aus den Theatergruppen dabei. Während sie auf der Bühne arbeiten, bringen sie Eindrücke direkt von dort in unsere Texte ein. So entsteht ein ständiger Austausch zwischen Theater und Schreiben, zwischen Spiel und Sprache, zwischen Kunst und Literatur.

Geleitet wird die Schreibwerkstatt von unserer Lehrerin Merve-Esra Kılıçaslan. SchreibKunst ist ein offener Denk- und Schreibraum, in dem Ideen nicht nur entstehen, sondern sich auch ständig verändern. Mal beginnt alles mit einem Satz, mal mit einem Bild – und plötzlich entwickelt sich daraus ein Text mit ganz eigener Richtung. Wichtig ist uns dabei vor allem eins: Schreiben als Prozess. Aus Momenten, Gesprächen und Beobachtungen entstehen Texte, die oft mehr zeigen als das Offensichtliche. Und manchmal reicht schon ein kleiner Impuls, damit etwas Größeres daraus entsteht.

Diese Sonderausgabe ist deshalb kein „Best-of“ und keine fertige Sammlung, sondern ein Zwischenstand. Eine Auswahl erster Textentwürfe und Arbeitsfassungen, die während der Theaterwoche entstanden sind. Es gibt noch viele weitere Texte, die ebenfalls Teil unserer Arbeit sind, hier aber bewusst nur in Ausschnitten Platz finden. Genau das ist auch der Gedanke dahinter: sichtbar machen, wie Schreiben entsteht – nicht nur das Ergebnis, sondern auch das Dazwischen. Für uns ist genau dieser Moment wichtig, weil Texte erst dann wirklich anfangen zu leben, wenn andere sie lesen, hören und weiterdenken.

Wir freuen uns sehr über das Interesse an unserer Schreibwerkstatt – und auf alles, was diese Woche noch an Gesprächen, Ideen und Texten entstehen wird.



✦ Träume (Madita Schultze)

Eine verschreckte Frau sah mich mit geweiteten Augen an. Krumme Nase, schiefe Zähne. Die Augen von einem wässrigen Blau. Ihre Haare waren stumpf, das Gesicht zu einer lächelnden Fratze verzogen. Ihr Gesicht: ein Desaster. Sie trug ein ausgewaschenes Hemd und löchrige Jeans. Eine weitere Frau tauchte hinter ihr auf, ein echtes Lächeln im Gesicht. Sie hauchte der Starrenden Leben ein. Wenn man sie nun betrachtete, sah man rote, verspielte Wangen, eine markante Nase, ein kantiges Kinn. Die schiefen Zähne wurden von einer Schicht Lippenstift verborgen. Doch immer noch fehlte der Frau das Glitzern in den Augen. Sie wirkte leblos, starr wie eine Puppe. Überschminkt.

Schnell wandte ich mich von dem Spiegelbild ab und verließ den Raum. Langsam schlurfte ich durch den Flur. Die Leute grüßten mich, doch ich ließ sie mit einem knappen Nicken stehen. Nichts anderes waren sie gewohnt. An meinem Ziel angekommen, verharrte ich. Schaute die Menschen an, beobachtete sie. So viele. Sie alle waren nur meiner wegen gekommen. Erhofften sich etwas von mir, was ich ihnen nicht geben konnte. Als ich die Bühne betrat, jubelten sie mir zu, strahlten mich an. Sie kleideten sich wie ich, schminkten sich wie ich, wollten so sein wie ich. Doch sie kannten mich nicht, wussten nicht, wer ich war. Sie erschufen ihre eigene Version von mir, legten all ihre Träume hinein. Doch mit jedem Traum verschwand ich mehr.

✦ LEBENSZIRKUS (Lea Sophie von Hagen)

Liebe ist etwas Seltsames. Einen Moment lang schwebt man auf Wolke sieben, im nächsten weiß man nicht mehr, ob man überhaupt noch zueinander passt. Bei vielen sind es immer wieder Phasen des Glücks und dann Momente, in denen man zerbricht – ein bisschen wie bei einem Drahtseilakt im Zirkus. Nie kann man sich sicher sein, ob der nächste Schritt Halt gibt oder in den Abgrund reißt. So etwas wie Liebe zu fühlen, gleicht dem Chaos. Liebe zu fühlen gleicht dem Chaos. Zu einem großen Teil ist man von den eigenen Gefühlen überfordert. Irgendwie fühlt man Zuneigung, aber auch Schwäche. Rings um einen herum hört man tausende Meinungen zu noch mehr Themen. Keiner kennt die Liebe wirklich, aber jeder meint, deine zu verstehen und dir die besten Tipps geben zu können. Unzählige Meinungen – und trotzdem bist du diejenige, die den nächsten Schritt auf dem Seil macht. Die Zuschauer können deine Handlungen nicht bestimmen, sie sind nicht diejenigen, die fallen. Sie können nur applaudieren, wenn du dein Ziel erreichst – den Weg dahin musst du selbst gehen.

✦ Die Stille nach dem Applaus (Josi Kornemann)

Der Applaus endet abrupt. Gerade eben noch tobte der ganze Saal, jetzt bleibt nur das Summen der Lampen zurück. Hinter dem Vorhang riecht es nach Staub, Schweiß und alten Kostümen. Sie sitzt allein auf einer Holzkiste und starrt auf ihre Hände. Vor wenigen Minuten haben dieselben Hände noch im grellen Scheinwerferlicht gegläntzt. Jetzt wirken sie fremd. Blass. Müde. Zittrig.

Niemand spricht darüber, wie still ein Zirkus nach der Vorstellung wird. Die Menschen glauben, das Gefährlichste sei der Sprung durch die Luft. Doch das stimmt nicht. Das Gefährlichste kommt danach – wenn niemand mehr hinsieht. Wenn der Lärm verschwindet und nichts bleibt, das die eigenen Gedanken übertönt. Sie hört das Echo des Applauses noch in ihrem Kopf, ein Geräusch wie Regen auf einem kaputten Dach. Und mitten in dieser Stille merkt sie, dass etwas in ihr nicht mehr zurückgekommen ist.

✦ Wenn die Entscheidung fällt, die Maske sitzt und die Kontrolle fehlt, aber die Routine hält. (Amalia Diek)

Leben wie im Zirkus. Nicht wie die schöne Vorstellung davon. Nicht wie das warme Licht oder das Staunen in den Gesichtern der Menschen, sondern wie der Moment kurz davor, wenn die Musik zu laut wird, der Vorhang noch geschlossen ist und man hinter der Bühne steht, allein mit seinem Atem. Mit diesem viel zu schnellen Herzschlag, der klingt, als würde er gegen die Rippen schlagen wollen, nur um endlich herauszukommen. Und trotzdem gehe ich jedes Mal wieder hinaus. Weil sie warten. Man hört das Publikum schon, bevor man es sieht. Dieses Murmeln, dieses ungeduldige Rascheln. Menschen, die gekommen sind, um etwas zu fühlen, solange es nicht ihre eigenen Schmerzen sind. Sie wollen staunen, wollen vergessen, wollen sehen, wie jemand etwas Gefährliches tut und dabei trotzdem lächelt, als wäre Angst nur ein Trick aus Licht und Schatten, der die Gesichtszüge prägt.

Also lächle ich immer. Selbst dann, wenn meine Wangen längst schmerzen und die Schminke beginnt, in die kleinen Risse meiner Haut zu kriechen. Selbst dann, wenn meine Hände so verkrampft sind, dass ich meine Finger vor dem Auftritt einzeln auseinanderdrücken muss. Niemand darf das sehen. Niemand kommt in den Zirkus, um Müdigkeit zu sehen. Oder Angst. Oder einen Artisten, der hinter dem Vorhang sitzt und sich fragt, ob er heute vielleicht endlich fällt. Sie wollen das Kunststück. Den perfekten Sprung. Die perfekte Balance. Diesen einen Moment, in dem ein Mensch aussieht, als hätte er die Kontrolle über alles. Und vielleicht glauben sie wirklich daran. Vielleicht brauchen sie diese Illusion genauso dringend wie ich. Dabei weiß jeder Artist tief in sich, dass Balance nicht existiert. Das Seil schwankt immer. Immer. Egal, wie oft man denselben Schritt geübt hat, egal, wie sehr sich der Körper die Bewegungen eingeprägt hat.

Meine Füße kennen den Weg längst besser als mein Kopf, und trotzdem fühlt sich jeder Schritt an wie der erste. Als könnte der Boden unter mir plötzlich verschwinden. Als müsste nur ein einziger Gedanke zu laut werden, und alles bricht auseinander. Ich darf nicht nach unten sehen. Nicht ins Publikum. Nicht in die Gesichter. Denn manchmal wirken ihre Augen hungrig – nicht nach meinem Erfolg, sondern nach meinem Fall. Applaus klingt manchmal wie Vorfreude auf einen Aufprall. Vielleicht lieben Menschen Artisten nur, weil sie hoffen, irgendwann beim Absturz zusehen zu dürfen. Und das Schlimmste ist: Ich verstehe sie sogar. Denn ein perfekter Auftritt begeistert nur für einen Moment, aber ein Fall bleibt im Kopf. Schmerz bleibt im Kopf. Vielleicht würden sie sogar klatschen, wenn ich vom Seil stürze, solange es elegant genug aussieht. Und manchmal sehe ich von dort oben in ihre Augen. Starr auf mich gerichtet, glänzend im Licht wie ein stiller, schwarzer See. Fast zu ruhig, fast bedrohlich. Als könnten sie mich hinunterziehen, wenn ich nur lange genug zurücksehe. Manche wirken feucht, ungeweinte Tränen, die sie vielleicht gar nicht meinetwegen zurückhalten. Und für einen Moment frage ich mich, ob sie wirklich Angst um mich haben oder ob sie nur endlich einen Grund brauchen, ihre eigenen Gefühle hinauszulassen. Vielleicht wollen sie gar nicht mich sehen. Vielleicht wollen sie nur jemanden fallen sehen, damit sie selbst für einen Augenblick nicht die Zerbrechlichsten im Raum sind.

Und wenn ich wieder festen Boden unter den Füßen habe, spüre ich dieselbe Mischung wie jedes Mal: Erleichterung – und dieses nagende Gefühl in meiner Brust, dass es trotzdem nicht genug gewesen ist. Und doch ist da noch etwas anderes, etwas, das ich mir kaum eingestehe: Wenigstens habe ich auf dem Seil ein Ziel. Ein Ende, das keines ist. Dort kann ich so tun, als würde ich wirklich etwas erreichen – mehr als nur diese Müdigkeit. Ohne dieses Ziel wüsste ich nicht, wohin mit mir. Ohne Routine bleibt nichts. Keine Richtung, kein Halt, nur Leere. Was würde ich dann tun? Ich habe ja nichts anderes gelernt. Nur das Seil. Nur den Applaus. Nur dieses Staunen der anderen. Also trainiere ich weiter. Stunden über Stunden. Tage. Nächte. Bis meine Knie zittern, bis meine Waden brennen, bis ich im Schlaf noch Bewegungen wiederhole, die längst in Fleisch und Knochen übergegangen sind. Hinter dem Vorhang gibt es keine Musik, kein Licht und keinen Applaus. Nur Erschöpfung, nur das Geräusch meines Atems und die Angst, irgendwann nicht mehr gut genug zu sein. Denn im Zirkus wartet immer schon jemand hinter dem Vorhang, der deinen Platz übernehmen kann. Jemand Jüngeres. Schöneres. Mutigeres. Jemand, dessen Lächeln noch nicht wehtut. Man applaudiert dir nur, bis jemand höher springt.

Und vielleicht ist genau das der Grund, warum ich mich selbst nicht mehr erkenne. Ich weiß nicht, wer ich bin, wenn niemand zusieht. Vielleicht habe ich mich so lange gespielt, bis nichts Echtes mehr übrig blieb. Denn sobald die Schminke verschwindet und das Licht ausgeht, bleibt nur Stille. Dann bin da nur noch ich. Ohne Rolle. Ohne Kunststück. Ohne etwas, das Menschen beeindruckt. Einfach nur ein Mensch, der müde ist. Aber selbst das reicht nicht aus, um aufzuhören. Weil ich nicht weiß, wie man aufhört. Weil mein Herz längst vergessen hat, wie es für etwas anderes schlagen soll als für diesen verdammten Zirkus.

Also stehe ich weiter auf dem Seil und tue so, als hätte ich keine Angst. Dabei begleitet sie mich bei jedem Schritt. Diese leise Stimme im Hinterkopf, die fragt, ob das Netz unter mir überhaupt echt ist. Vielleicht war es nie dafür da, mich zu retten. Vielleicht sollte es nur so aussehen, damit ich mutiger wirke. Und manchmal frage ich mich, was schlimmer wäre: zu fallen oder weiterzumachen. Denn manchmal wünsche ich mir fast den Fall, nur damit endlich Ruhe wäre. Nur damit ich nicht mehr jeden Tag so tun muss, als hätte ich alles unter Kontrolle. Aber selbst das dürfte niemand wissen. Ein Artist darf erschöpft aussehen, aber niemals gebrochen. Also konzentriere ich mich weiter auf jeden einzelnen Schritt, auf jede Bewegung meiner Hände, auf jeden Atemzug, weil ein einziger Fehler reicht – ein Zittern, ein falscher Gedanke, ein Moment Unachtsamkeit. Mehr braucht es nicht.

Und vielleicht ist das der eigentliche Zirkus: Nicht das Licht. Nicht die Tricks. Nicht der Applaus. Sondern dass wir alle jeden Tag auf einem Seil stehen und so tun, als hätten wir keine Angst zu fallen, obwohl tief in uns längst jeder weiß, wie schnell ein Mensch

✦ Sehen wir uns wieder? (Sarah Unruh)

Der Lebens-Zirkus begann für mich, als du gegangen bist. Seitdem stehe ich mitten in der Manege und tue so, als hätte ich keine Angst, während um mich herum Menschen weitermachen, als wäre nichts passiert. Im Alltag begegnet mir dieser Zirkus überall: auf Straßen, in denen wir zusammen liefen, in Songs, die plötzlich deinen Namen trugen, in Fensterscheiben, in denen ich fast überzeugt war, deine Reflexion zu sehen. Die Welt um mich herum fühlt sich wie ein Zelt voller fremder Stimmen und flackernder Lichter an. Vielleicht bedeutet der Lebens-Zirkus, Menschen zu verlieren, obwohl man sie noch liebt. Vielleicht bedeutet er auch, weiterzugehen, obwohl ein Teil von einem selbst zurückbleiben will. Trotzdem suche ich dich noch zwischen all den Gesichtern, in der Hoffnung, dass sich unsere Wege irgendwo im Chaos noch einmal kreuzen.

Vielleicht würdest du mich zuerst gar nicht erkennen. Vielleicht würdest du einfach an mir vorbeigehen. Der Zirkus geht weiter – Menschen kommen und gehen wie Artisten im Licht, doch du warst für mich mehr als nur ein weiterer Mensch im Publikum. Und falls das Schicksal uns eines Tages wieder zusammenführt, hoffe ich, dass du mich ansiehst und verstehst, warum ich dich nie ganz vergessen konnte.



✦ Feder oder Maske (Syria Pia Mallia)

Und so stehe ich hier. Kurz vor dem Abgrund, kurz vor dem Sturz ins Nichts. Obwohl meine Zehenspitzen keinen Boden mehr berühren, stehe ich wie angewurzelt da. Als würden mich tausende Seile davon abhalten zu fallen. Als würden diese Seile sich tief in mein Fleisch bohren, um mich daran zu hindern, endlich den Absprung zu wagen. In mir steigt eine innere Unruhe und Nervosität auf, die mich von innen beinahe auffrisst. Mein ganzer Körper kribbelt, als wäre ich auf einer Achterbahn oder sogar in dem Moment davor, bevor man einsteigt. Ist es das nicht auch hier?

Es gab den einen Moment, in dem ich mit großer Überzeugung diesen Schritt gehen wollte. Danach kam die Angst vor dem, was passieren könnte, wenn ich ihn wirklich wage. Und doch schließe ich die Augen und spüre diese seltsame Genugtuung, diesen Erfolg, als hätte ich ihn bereits getan. Und dann ... ja, dann öffne ich sie wieder und fühle mich irgendwie leer. Oder doch vollkommen? Oder wieder leer?

Ich bin so kurz davor, den Absprung zu wagen. Nicht nur meine Zehenspitzen stehen weit in Richtung Ewigkeit und Unendlichkeit, sondern ich erwische meine Hand dabei, wie sie langsam versucht, in diese Ewigkeit einzudringen. Mein Körper will es mit voller Kraft. Wie ein Magnet zieht es mich an, und ich kann kaum widerstehen. Als Nächstes hebt sich meine andere Hand und tastet sich vorsichtig heran, als wolle sie die Ewigkeit selbst berühren. Doch mein Verlangen nach mehr wird stärker. Das Einzige, was sich wehrt, ist mein Kopf – wie ein kleiner Teufel auf meiner rechten Schulter, der mich davon abhält, das Richtige zu tun. Das Richtige zu tun.

Und dann, als wäre es der Startschuss eines Sprintwettbewerbs, reagiert mein Körper und lässt sich nach vorne fallen. Plötzlich ist kein Boden mehr unter mir. Nur noch Ewigkeit und Unendlichkeit, die mich zu sich ziehen, als wären sie mein Gegenstück. Ich spüre, wie ich von Sekunde zu Sekunde weiter falle. Der Wind streicht nicht nur durch meine Haare, sondern durch meinen ganzen Körper und lädt mich auf, als würde er mich neu zusammensetzen. Es ist, als würde ich als unsicherer, verschlossener Mensch hinabtauchen und als offener, vollkommener Mensch wieder auftauchen.

Und dann bin ich da. Nicht mehr im Fallen. Als ich wieder festen Boden unter mir spüre, öffne ich langsam meine Augen und folge einem kleinen Lichtstrahl, der ein paar Meter entfernt hell wie ein Stern leuchtet. Ein Mann mit prächtigem Hut blickt mich erwartungsvoll an. Er scheint meinen Blick zu lesen, fasst sich an den Hut und zieht eine kleine Feder hervor, die er mir langsam reicht. Dann nickt er mir zu und lässt mich weitergehen. Ein anderer Mann, klein und blond, steht etwas weiter und hält eine Maske in der Hand. Er lächelt mich an und überreicht sie mir. Das Licht umhüllt mich, leises Gejubil wird lauter, Stimmen mischen sich, das Gelächter wächst, die Aufregung ist kaum zu überhören. Und nun stehe ich im grellen Licht, so hell, dass es keine Schatten mehr gibt, in denen ich mich verstecken könnte.

In meinen Händen halte ich zwei Dinge: eine Feder ... und eine Maske. Die Feder ist leicht, fast schwerelos. Sie flüstert von Wahrheit, Mut und dem, was ich wirklich bin. Wenn ich sie wähle, öffne ich mich – mein Gesicht, mein Herz, meine Seele. Doch die Maske ist vertraut. Sicher. Still. Sie verspricht Schutz und verbirgt alles, was zu viel sein könnte. Sie formt ein Bild von mir, das die Welt leichter akzeptiert, auch wenn es nicht echt ist. Spiele ich etwas vor? Oder wage ich es, einfach zu sein? Meine Gedanken verstummen, ich betrachte beides. Dann schließe ich kurz die Augen, hebe mein Gesicht dem Licht entgegen und lächle. Schließlich hebe ich die Maske und setze sie auf – nicht, um mich zu verstecken, sondern um mich selbst zu finden. Und genau in diesem Augenblick, in dem niemand mehr sehen kann, wer ich bin, verschwinde ich im Licht. Nicht verloren. Nicht versteckt. Sondern endlich losgelassen.

✦ Masks and their uses (Constantin Gabriel Büscher)

„Einen wundervollen Tag“, rief Alice – bereits wissend, dass der Tag genauso schrecklich werden würde wie die letzte Woche. Es wäre der Teammoral einfach zu schädlich, die Wahrheit zu sagen. Denn „Wir haben seit drei Wochen keinerlei Fortschritt gemacht“ würde jede Motivation zerstören, noch bevor sie überhaupt eine Chance gehabt hätte, sich zu bilden. Mit einem Kaffee in der Hand machte sie sich auf zum Sicherheitsbereich und erreichte nach kurzer Zeit das Labor, in dem das Buch aufbewahrt wurde. Es war alt, vermutlich aus dem frühen 19. Jahrhundert, in Leder gebunden, ohne Autor, mit dem Titel: „Masks and their uses“.

Alice war die Erste im Raum, und aus Langeweile begann sie zu lesen. Sie schlug die erste Seite auf und las: „Masks, a pretty, necessary, but also sad invention of humanity. Everyone wears one, consciously or not, it is still theirs. Rip off your mask and show the world the true ugly face of yours and embrace it.“ Die letzten Worte wirkten, als würden sie aus dem Buch heraus tropfen. Erschrocken blickte Alice auf die Uhr – ihre Schicht war bereits vorbei.

Als sie nach Hause kam, begann ihr Arm zu jucken. Zuerst schwach, dann immer stärker, bis es unerträglich wurde. Als die alte Kirchenglocke Mitternacht schlug, hielt sie es nicht mehr aus. Sie kratzte, erst vorsichtig, dann immer heftiger, bis sie die Haut durchbrach. Zu ihrem Entsetzen platzte sie auf, und eine braune Flüssigkeit spritzte durch den Raum. Überall dort, wo sie auftraf, bildeten sich Blasen, als würde sie kochen. Nach wenigen Sekunden stoppte das Jucken, und auch ihr Arm hörte auf zu tropfen. Im Augenwinkel sah Alice, wie sich die Pfützen bewegten, sich langsam zu dünnen Bächen formten und in der Mitte des Raumes zusammenliefen. Dort türmte sich die Flüssigkeit auf, bis ein Kopf die Oberfläche durchbrach, gefolgt von Schultern, Armen und Beinen – eine vollständige Gestalt stand vor ihr. „Ich bin Alice“, sagte die Person.

✦ Die letzte Vorstellung (Lea Sophie von Hagen)

Es war voll und laut. Menschen schoben sich dicht aneinander vorbei durch den schmalen Gang. Der Geruch von Popcorn lag in der Luft. Der Sitz unter ihm war kalt. Seine Gedanken spiegelten die Situation wider – sie dröhnten in seinem Kopf, kreisten wie die runde Arena dort unten und wollten einfach nicht still sein, genau wie die Menschen um ihn herum. Er war alt, hatte viel erlebt und viel gesehen. Von außen wirkte er ruhig, fast zufrieden. Doch das täuschte. Auch er trug eine Fassade, wie eine Maske – wie die der Clowns, die gleich durch die Manege tanzen würden.

Er schaute nach links. Ein Kind lief neben seiner Mutter, mit glänzenden Augen und einem strahlenden Lächeln – keine Maskerade, kein falsches Spiel, nur reine Freude. Das Licht im Zelt wurde dunkler, und mit ihm seine Stimmung. So war er auch einmal gewesen. Doch das Leben bleibt nicht stehen, es zieht weiter von Station zu Station. Der Zirkus war gestern in Aachen, heute in Herzogenrath, morgen vielleicht in Duisburg. Der Direktor trat in die Manege, doch der alte Mann bemerkte es kaum. Sein Blick verlor sich, und er glitt in seine Gedanken.



Er sah die Seilartistin, die vorsichtig das Seil betrat. Schritt für Schritt, den Blick starr auf die dünne Linie gerichtet, die kaum sichtbar vibrierte. Er beobachtete sie und erinnerte sich an sein eigenes Leben – Schule, Ausbildung, erste Liebe. Oh ja, seine erste Liebe. Seine einzige Liebe. Und plötzlich wurde ihm klar, wie viel Angst er damals vor jedem nächsten Schritt gehabt hatte. Er hätte mutiger sein sollen. Doch er hatte immer Angst vor dem Fallen. Dabei hätte ihm nichts passieren können, denn da war immer ein Netz gewesen. Geborgenheit. Sicherheit. Heute war dieses Netz verschwunden.

Die Artistin wurde sicherer, ihre Bewegungen fließender, fast tanzend. Ein leichtes Lächeln huschte über sein Gesicht, verschwand jedoch schnell wieder. Clowns betreten die Manege, mit aufgemalten Lächeln. Ob sie wohl auch so einsam waren wie er? Ob sie nicht auch lieber geweint hätten? Alles wirkte wie eine Fassade. Das Publikum lachte, und er dachte daran, wie er früher selbst gelacht hatte – besonders mit ihr. Seine Frau. Er erinnerte sich an einen Sommertag, an eine Picknickdecke im Gras, an einen Bach, der leise plätscherte, an ihr Lachen unter der Sonne. Sie hatten gespielt, gelacht, waren viel zu alt für solche Kinderspiele gewesen und doch so frei. Alles war so lebendig gewesen – und doch so schnell vergangen. Akrobaten schwangen durch die Luft, hoch und tief, wie das Leben selbst. Höhen und Tiefen, Liebe und Streit, Freude und Schmerz. Alles verschwamm zu einer einzigen Erinnerung.

Dann kam der Applaus. Und danach Stille. So still wie zu Hause. Keine Kinder. Keine Enkel. Nur Dunkelheit. Ein einziges Licht ging an – seine Hoffnung, seine Liebe zu ihr. Und plötzlich verstand er: Das Netz war nie weg gewesen. Es war immer da gewesen. In ihr.

Als er schließlich nach Hause kam, setzte er sich in seinen Sessel, spürte die Wärme des Kamins und lächelte. Zum ersten Mal seit Langem war dieses Lächeln echt. Keine Maske, kein Schein. Nur er. Und vielleicht – nur vielleicht – spürte er ihre Hand auf seiner Schulter. Er legte seine eigene darauf und schlief friedlich ein.

✦ Ein richtiger Mann (Mia-Noemi Schillert)

Die Tribünen füllten sich langsam, und die frühere Stille wurde vom Summen der Menschenmenge unterbrochen. Frauen in langen Mänteln mit spitzen Hüten und klappernden Schuhen betraten die hölzernen Flächen der rundlich geschnittenen Tribüne, dicht gefolgt von Kindern in sauberer Kleidung und strahlenden Gesichtern. Männer in feinen Anzügen aus dickem Stoff traten ein und überschwemmten das Zirkuszelt mit dem Qualm ihrer Zigarren. Jeder Tag glich dem anderen, ein nie endender Kreislauf des unaufhörlichen Performens. Unser Zirkusdirektor trat hervor, in die Mitte des lichtüberfluteten Kreises, auf dem sich beinahe unser ganzes Leben abspielte. Ein großes Lächeln, noch größere Worte, eine Verbeugung – und schon durchschallte die Musik das Zelt. Ein ohrenbetäubender Klang, der sich mir in den Kopf brannte.

Ich lief aus dem Hintereingang hinaus in meinen Wagen. Ein lächerlicher Ort, den ich Zuhause nennen muss. Die Tür quietschte, das Holz unter meinen Sohlen knarrte. Ich setzte mich an meinen Spiegeltisch und sah die Maske an, die versuchte, mich darzustellen: ein Clown mit roter Nase, weißer Haut und bunten Haaren. Wie ich ihn verachte – alles an ihm. Seine großen Schuhe, die lächerliche Schleife am Kragen seines Hemdes, meines Hemdes. Er griff nach seiner großen roten Brille und zog sie an. Gleich würde er sich der Masse zeigen, in einem Kreis stehen, überflutet von Licht und Gelächter. Ekelhaft, dieser Bursche. Ich bin nicht so. Ich bin ein gestandener Mann, der sich nicht auslachen lässt, geschweige denn peinigern.

Ich ging hinaus und trat ins Zelt hinein, versuchte die beißenden Gerüche auszublenden, straffte mein Gewand und trat in den Kreis. Mein Gesicht verzerrte sich in wortlosen Grimassen, das Publikum erstrahlte, und Gelächter erfüllte den Raum. Meine Show näherte sich dem Ende – dem ersehnten Ende, das ich mir so sehr wünschte. Da trat der Direktor ins Licht. Verwirrung erfüllte meine Gedanken, mein Blick wanderte zu meinem Peiniger. „Meine Damen und Herren, liebes Publikum, mir kam zu Ohren, dass eines der Kinder heute Geburtstag hat.“

Ein kleines Mädchen sprang von ihrem Sitz auf und rannte auf mich zu. Mein Kopf pochte, und da war er – mein Schatten, mein richtiges Selbst. „Du lächerliches Bild von einem Mann“, flüsterte er. „Du stehst hier in deinem widerlichen Kostüm und lässt dich öffentlich zugrunde richten.“ Das Mädchen lächelte, streckte sich und erwartete von mir, sie zum Lachen zu bringen. Ihre fein geflochtenen blonden Haare fielen über ihre Schultern. Ein wehrloses Kind. Der Zirkusdirektor durchbohrte mich mit seinem Blick. Als würde er sagen: Nun mach schon, bring dieses privilegierte Mädchen zum Lachen. Lachen. Lass sie alle lachen.

Die Menschenmenge wurde von einem stetig laueren Gemurmel erfasst, die ersten Beschimpfungen erreichten mich: „Sieh dich an, nennst dich Mann, doch lässt du dich von einem kleinen Mädchen peinigern.“ Hör auf. Bitte hör auf. Hör auf, ich flehe dich an ... „Sieh dir dieses kleine Mädchen an, so ein privilegiertes Leben, mit Familie und Freiheit, und sie starren auf dich herab. Sie alle.“

Und dann lag sie da – das kleine Mädchen im Kreis, mit blondem Haar und einem pinken Kleid. Sie lag da, und ich war nicht mehr der Clown, ich war der Mann. Der Mann, der sich nicht peinigern lässt. Meine Hände voller Blut, das Zelt erfüllt von Geschrei, und sie alle lagen da, in einer Lache aus dickflüssiger, dunkelroter Masse. Der Schrei des lächerlichen Clowns verschwand allmählich in der Tiefe meines Selbst. Nun bin ich an der Oberfläche – nicht die schwache Person, die mir im Spiegel entgegentrat.

✦ Lebens-Zirkus (Leen Kojak)

Mein Leben hat sich lange wie ein kompletter Zirkus angefühlt – nicht auf die lustige Art, sondern einfach chaotisch. Besonders schlimm war es in der zehnten Klasse, genau in der Zeit, in der alle wegen Arbeiten, Prüfungen und dem Abschluss gestresst waren. Ich musste plötzlich für einen Monat ins Krankenhaus. Am Anfang dachte ich nur daran, wann ich endlich wieder rauskomme, damit ich nichts in der Schule verpasse. Schule ist mir wichtig, weil ich später studieren möchte. Deshalb hatte ich ständig Angst, die Prüfungen nicht mitschreiben zu können oder meinen Abschluss nicht zu schaffen. Doch statt besser zu werden, wurde mein Zustand immer schlechter, und aus ein paar Tagen wurden mehrere Wochen. In dieser Zeit gab es Operationen, Intensivstation, Physiotherapie, Infusionen und viele andere anstrengende Dinge, die ich kaum noch richtig mitbekommen habe. Irgendwann musste ich akzeptieren, dass meine Gesundheit wichtiger ist als Schule und Noten.

Als ich endlich wieder zuhause war, wurde es nicht wirklich entspannter. Ich musste unzählige Tests und Arbeiten nachschreiben, Präsentationen vorbereiten und den ganzen Stoff alleine nachholen. Gleichzeitig liefen schon die Vorbereitungen für die Abschlussprüfungen. Ich hatte kaum Zeit, mich zu erholen oder normal Zeit mit meiner Familie zu verbringen. Am Ende habe ich es trotzdem geschafft und meinen Abschluss bekommen. Heute mache ich sogar mein Abitur. Trotzdem fühlt sich mein Leben manchmal noch wie ein Zirkus an, weil diese Zeit bis heute Auswirkungen hat. Aber ich habe gelernt, dass Gesundheit wichtiger ist als Leistung und dass man auch schwierige Zeiten schaffen kann, selbst wenn alles aussichtslos wirkt.

